Alex Garland · Das Koma

ALEX GARLAND

Das Koma

Roman

Mit Illustrationen von
Nicholas Garland

Deutsch von Rainer Schmidt

Goldmann Verlag

Bis das Telefon klingelte, war das einzige Geräusch in meinem Büro das Kratzen meines Füllers, mit dem ich Papiere abzeichnete und Randnotizen, Korrekturen und Ergänzungen einfügte.

Ich drückte auf die Freisprechtaste.

»Carl hier.«

»Carl.«

»Catherine! Verdammt. Ich wollte dich schon vor Stunden nach Hause schicken. Ich brauche dich heute nicht mehr, und deshalb …«

Sie unterbrach mich. »Ich bin zu Hause. Ich war zu Hause, dann im Kino, ich habe eine Pizza gegessen, den Babysitter bezahlt und den Schluss der Spätnachrichten gesehen.«

Die Uhr auf meinem Schreibtisch zeigte 23:42. *Ich drehte mich auf meinem Schreibtischsessel um. Das Fenster in meinem Büro reichte vom Boden bis zur Decke. Draußen sah ich das Funkeln der Stadt und den Nachthimmel. Keine Sterne – eine niedrige Wolkendecke gab dem Himmel einen beinahe roten Glanz.*

»Ich rufe dich an«, fuhr Catherine fort, »weil die letzte U-Bahn in fünfundzwanzig Minuten fährt.«

Im U-Bahnhof ging ich weiter meine Unterlagen durch. Ich fügte weitere Randnotizen an, und der Füller rutschte ab, als das Papier unter der Federspitze nachgab. Von irgendwoher hallte Gelächter durch die Gänge, und die gekachelten Wände warfen das Echo zurück. Ich blickte auf, als das Geräusch verklang, aber ich war allein auf dem Bahnsteig. Trotzdem bereitete dieses Lachen mir Unbehagen. Es war humorlos und raubtierhaft.

Ich faltete die Papiere zusammen. Die losen Blätter in meiner Hand gaben mir ein Gefühl der Verletzlichkeit. Als ich meine Tasche schloss und die abgegriffene Messingschließe zuschnappen ließ, spürte ich den Luftsog der näher kommenden U-Bahn.

Außer mir war nur ein einziger Fahrgast in meinem Wagen, ein Mädchen von Anfang zwanzig; sie saß am anderen Ende und las ein Buch.

Kurz bevor die Türen sich schlossen, hörte ich erneut das Gelächter, näher und klarer als beim ersten Mal. Der Bahnsteig war immer noch leer – zumindest da, wo ich ihn überblicken konnte, als ich nach rechts und links über meine Schulter spähte und dabei den Kopf nach hinten zur Scheibe lehnte, um meinen Blickwinkel zu vergrößern.

Dann schlossen sich die Türen, und die Bahn fuhr mit leichtem Rucken an. Ich sah mich nach dem Mädchen um. Sie war immer noch in ihren Roman vertieft. Ich starrte mein Spiegelbild im Fenster gegenüber an und sah zu, wie mein Kopf mit dem Schlingern des Wagens hin und her wippte.

Als die Bahn ihre Höchstgeschwindigkeit erreicht hatte, bemerkte ich etwas am Rande meines Gesichtsfeldes. Einen Schatten in einer hellen Fläche. Ich drehte den Kopf in die Richtung und sah die Gesichter von vier jungen Männern hinter den schmutzigen dicken Scheiben der Türen zwischen den U-Bahnwagen. Ihre Köpfe drängten sich in der Umrahmung des Fensters.

Augenblicke später glitten die Türen auf. Während die Männer aus ihrem in meinen Wagen kamen, war alles erschreckend laut: das Hämmern der Räder auf den Gleisen, das Rauschen der vorüberrasenden Tunnelwände.

Die jungen Männer drängten sich um das Mädchen, wie sie sich ins Fenster gedrängt hatten. Sie lehnten sich über sie, die Hände an den Halteschlaufen, und versperrten mir die Sicht auf sie.

Einer langte nach unten und griff nach der Tasche, die zwischen ihren Beinen stand. Es kam zu einem kurzen Handgemenge – und im ersten Augenblick schien das Mädchen zu gewinnen. Sie nahm ihre Tasche beim Riemen, stand auf und stieß die Männer beiseite. Das meiste von all dem sah ich aus dem Augenwinkel.

Das Mädchen kam vom anderen Ende des Wagens auf mich zu und setzte sich genau vor mein Spiegelbild im Fenster gegenüber.

Sie machte einen mutigen Eindruck. Ich glaube, es lag daran, dass sie noch immer ihr Buch in der Hand hielt und mit dem Finger die Seite markierte, die sie eben gelesen hatte.

»Verzeihung«, sagte sie. »Stört es Sie, wenn ich hier sitze?«

Ich schüttelte den Kopf und sah ihr in die Augen, und ich hoffte, mein Blick wirkte beruhigend. Ich brauchte nicht zur Seite zu schauen, um zu wissen, dass die jungen Männer ihr durch den Wagen folgen würden. Ich fragte mich, was als Nächstes passieren würde.

Die jungen Männer erreichten uns. Einer von ihnen zerrte wieder an der Tasche des Mädchens. Ihr Handgelenk wurde gepackt, ihr Arm umgedreht, damit sie den Riemen losließ. Sie schrie.

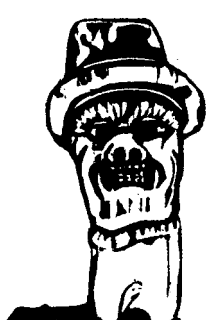
Mir war nicht ganz klar, was hier vorging. Ich wusste nicht, was ich tun sollte.

Ich stand auf. Ich hob eine Hand. Ich sagte: »Hey.«

Als kleiner Junge bin ich einmal rückwärts von einer hohen Schaukel gefallen und mit dem Hinterkopf hart auf den Boden geschlagen. Diesen Unfall sah ich von außen mit an, aus der Perspektive des Astes, an dem die Schaukel befestigt war.

Durch die Seitenfenster des Zuges, als schwebte ich außen zwischen Glasscheibe und der vorüberrauschenden Tunnelwand, sah ich mich rückwärts durch den Wagen gehen, die Arme schützend vor Oberkörper und Gesicht erhoben. Die jungen Männer attackierten mich. Viele ihrer Schläge schienen meinen Kopf und meine Schultern nur harmlos zu streifen, und einige verfehlten mich überhaupt. Aber einige trafen mich hart.

Meine Bewegungen erschienen mir langsam und ungelenk. Meine Hände fuchtelten durch die Luft, um die Männer abzuwehren, aber diese Gesten sahen nicht bedrohlicher aus, als wollte ich eine Fliege verscheuchen. Bald knickten meine Knie ein, ich fiel rückwärts gegen die Sitze und rollte dann über den Boden. Von meinem Standort außerhalb des Wagens sah ich zu, wie die jungen Männer auf mich eintraten, und dann war ich bewusstlos.



1

Immer noch unbeteiligter Zuschauer, blieb ich weiter in der Nähe meines bewusstlosen Körpers. Doch nicht als Beobachter ununterbrochener Abläufe – vielmehr sah ich mich in einer langsamen Folge von Momentaufnahmen, zwischen denen mehrere Stunden, wenn nicht Tage liegen mussten.

Auf dem ersten – und kürzesten – Bild befand ich mich hinten in einem Krankenwagen. Mein Hemd war offen und blutig, und man hielt mir eine Sauerstoffmaske ans Gesicht.

Auf dem nächsten Bild lag ich in einem Krankenhausbett, vermutlich auf einer Intensivstation. Ich trug immer noch die Sauerstoffmaske, Kopf und Brust waren mit Verbänden umwickelt, und ich war an irgendwelche Apparate angeschlossen. Catherine, meine Sekretärin, saß an meinem Bett und weinte. Ein Arzt stand hinter ihr. Er streckte die Hand nach ihr aus, als eine Art tröstende Geste, aber nie schien er die letzten paar Zentimeter zu überwinden, um die Bewegung zu vollenden, und seine Finger schwebten über ihrer Schulter wie die Hand eines Geistheilers.

Auf einem anderen Bild hatte man mich von der Intensivstation in ein Privatzimmer verlegt, und das Mädchen aus dem U-Bahnwagen war bei mir. Sie hielt einen Strauß Chrysanthemen mit einer Karte in der Hand, und sie sah beklommen aus. Sie blickte öfter auf ihre Blumen als auf mein Gesicht, das jetzt, verbandlos, seine Blutergüsse offen zeigte, aber friedlich schlafend dalag. Das Mädchen blieb eine ganze Weile bei mir. Ihre Lippen bewegten sich gelegentlich, doch ich hörte nicht, was sie sagte. Schließlich stellte sie die Blumen in eine Vase, legte die Karte auf den Nachttisch und ging.

Auf dem letzten Bild saß ein Mann – ein Pfleger, glaube ich – auf meiner Bettkante und redete mit mir, und dabei betrachtete er sehr konzentriert mein Gesicht. Wieder hörte ich nicht, was er sagte, aber an seiner Haltung und seinem Gesichtsausdruck erkannte ich, dass er sehr eindringlich zu mir sprach. Ich nehme an, er versuchte mich aufzuwecken.

Der Pfleger war immer noch bei mir, als ich schließlich tatsächlich aufwachte. Ich war wieder in meinem Körper, und es bereitete mir einige Mühe, die Augen zu öffnen; ich zog die Brauen hoch, um die Lider zu trennen und die Schlafverkrustung aufzubrechen. Ein feuchtes Tuch oder ein Schwamm fuhr mir über das Gesicht. Ich bat um Wasser, und der Pfleger hielt mir den Rand eines Glases an die Lippen. Beim Schlucken hatte ich das Gefühl, ich könne den Weg des Wassers durch meine Kehle genau verfolgen. Mir war, als fühlte ich, wie es sich in meinem Magen sammelte und wie kleine Wellen über die Oberfläche zogen, sobald ich mich bewegte.

»Ich bin also noch am Leben«, sagte ich schließlich.

»Ja«, sagte der Pfleger.

»Bin ich schwer verletzt?«

»Sie erholen sich.«

»Gut«, sagte ich. »Das ist gut zu hören.«

2

Einige Zeit später saß ich in einem Rollstuhl und sprach mit zwei Polizisten. Die meiste Zeit redete der ältere. Er wollte wissen, ob ich vor dem Angriff Hand an die jungen Männer gelegt oder sie sonstwie angegriffen hätte.

»Überhaupt nicht«, antwortete ich. »Ich meine, ich wollte sie daran hindern, das Mädchen zu berauben. Aber ich bin nur aufgestanden. Ehe ich mich versah, schlugen sie auf mich ein. Ich hätte gar keine Gelegenheit gehabt, sie anzugreifen, selbst wenn ich es gewollt hätte.«

Der ältere Polizist nickte. »Das entspricht den Angaben der Zeugin.«

»Ist ihr etwas passiert? Dem Mädchen?«

»Nein.«

»Ich hatte Angst, sie könnten sie vergewaltigen.«

»Sie ist unverletzt. Die Jungs haben ihre Tasche mitgenommen, aber die konnten wir bei der Festnahme sicherstellen.«

»Sie haben sie gefasst?«

Ich muss überrascht geklungen haben, denn der jüngere Polizist war anscheinend beleidigt.

»Es soll vorkommen, dass wir Leute fassen«, sagte er, und seine Stimme klang leicht erregt.

Der ältere Polizist schaltete sich ein. »Als sie an der nächsten Station aus der Bahn sprangen, waren sie an fünf verschiedenen Stellen von den Überwachungskameras erfasst worden, ehe sie auch nur oben auf der Staße ankamen. Zwei von ihnen konnten wir über die Kameras sogar bis an ihre eigene Haustür verfolgen. Die werden nicht davonkommen; da können Sie ganz beruhigt sein.«

»Was ist mit meiner Tasche?«, fragte ich. »Ich hatte eine Tasche dabei. Haben Sie die auch sichergestellt?«

Der ältere Polizist runzelte die Stirn. »Eine Tasche?«

»Ja. Mit einer Messingschließe. Es waren Papiere drin.«

Der jüngere Polizist blätterte in seinem Notizbuch. »Ich habe

hier nichts von einer Tasche mit einer Messingschließe«, sagte er dann. »Bei Ihnen im Wagen war sie nicht.«

»Und ich kann mich nicht erinnern, auf den Bändern der Überwachungskameras jemanden mit einer zweiten Tasche gesehen zu haben«, fügte der ältere Polizist hinzu. »Aber wir werden der Sache nachgehen.«

»Es ist sehr wichtig, dass ich die Tasche zurückbekomme«, sagte ich. »Ich brauche sie für meine Arbeit.«

»Im Augenblick sollten Sie sich um Ihre Arbeit keine Sorgen machen«, sagte der ältere Polizist.

»Aber Sie werden versuchen, sie zu finden. Meine Brieftasche war drin, und sie war voller Unterlagen, und …«

»Wenn Sie gestatten«, sagte der ältere Polizist, »ich finde, Sie sollten jeden Gedanken an Arbeit und Unterlagen beiseite schieben. Ihre wichtigste Aufgabe ist es jetzt, wieder auf die Beine zu kommen.« Er lächelte mich an. »Raus aus diesem Krankenhaus und nach Hause.«

3

Am nächsten Abend wurde ich entlassen. Das Krankenhaus besorgte mir ein Taxi und etwas zum Anziehen. Meine Kleider waren bei dem Überfall zerrissen und stark mit Blut verschmiert worden, und deshalb stieg ich in einem grünen Pyjama und Pantoffeln die Stufen zu meiner Haustür hinauf.

Wie lange ich bewusstlos im Krankenhaus gelegen haben musste, sah ich schon an dem großen Berg Briefe, der von der Haustür zur Seite geschoben wurde. Ich nahm sie mit ins Wohnzimmer und drückte auf die Abspieltaste an meinem Anrufbeantworter. Ich hatte vierunddreißig Nachrichten, aber ich fühlte mich noch nicht imstande, sie abzuhören oder meine Post aufzumachen. Ich war nicht einmal imstande, das Licht einzuschalten. Stattdessen schaltete ich den Fernseher ein.

Ich sah mir die Zehn-Uhr-Nachrichten an. Die Schlagzeilen und die Hauptmeldungen hatte ich verpasst. Ich hörte einen Bericht über einen Brand in einem Nachtclub und sah einen Streit zwischen zwei Prominenten. Der Streit fand im Freien vor einer Filmpremiere statt und war von einem Zuschauer mit der Videokamera aufgenommen worden. Der Nachrichtensprecher stellte Vermutungen an, dass das Ganze, obwohl es dabei fast zu Handgreiflichkeiten gekommen wäre, womöglich doch nur ein Publicity-Akt sei. Als ich dem Sprecher zuschaute, hatte ich den Eindruck, dass ihn der wahre Sachverhalt hinter der Konfrontation wenig interessierte, denn mehrmals schien er den Sinn dessen, was er da von seinem Teleprompter ablas, aus den Augen zu verlieren, und es gelang ihm nicht, das Ende eines Satzes oder den Anfang des nächsten vorauszusehen. Außerdem hatte ich den Verdacht, dass ihm diese Prominenten ebenso unbekannt waren wie mir.

Genau wie der Nachrichtensprecher verlor ich den Faden. Als ich ihn wiederfand, hatte das Fernsehprogramm zu einem Schwarzweißfilm gewechselt. Ich schaltete den Apparat ab und ging hinauf in mein Schlafzimmer.

Der Staub dort oben erinnerte mich wieder daran, wie lange ich bewusstlos im Krankenhaus gelegen hatte. Das Bett war ungemacht – so, wie ich es hinterlassen hatte, als ich am Morgen vor dem Überfall zur Arbeit gegangen war. Als ich das Federbett zurechtschüttelte, brannte mir der Staub wie Pollen in den Augen, und ich musste krampfhaft zwinkern. Ich spürte die Reizung auch in der Nase und im Rachen.

Aber es war eine warme Nacht, und so warf ich die Bettdecke auf den Boden und öffnete das Fenster, um ein bisschen frische Luft ins Zimmer zu lassen. Dann zog ich den Krankenhauspyjama aus und Boxershorts an und legte mich hin.

Ich hatte die Vorhänge nicht zugezogen, und das Licht der Straßenlaternen fiel hell ins Zimmer. Ich versuchte nicht wirklich, gleich einzuschlafen. Auf der Taxifahrt von der Klinik nach Hause hatte mich die bange Frage beschäftigt, welchen psychologischen Fallout ich nach diesem Überfall zu erwarten hätte. Sicherlich würden sich die Auswirkungen vor allem zu Hause bemerkbar machen, wenn ich versuchte, nach einem so unnormalen und schockierenden Ereignis wieder ins normale Leben zurückzufinden. Die Vertrautheit meines Heims würde im krassen Gegensatz dazu stehen, ganz anders als die sowieso ungewohnte Umgebung des Krankenhauses. Konkret befürchtete ich Alpträume, glaube ich – den Angriff in einer Traumwelt noch einmal zu durchleben, in einem Traum, der sich vielleicht in einer Endlosschleife wiederholen und in dem der Überfall womöglich noch brutaler und unangenehmer sein würde als sein reales Gegenstück.

Auf der Taxifahrt war ich zu dem Schluss gekommen, dass die vernünftigste Art der Annäherung an den psychologischen Niederschlag die war, keine überzogenen Erwartungen zu hegen. Ich würde keine Pläne machen, mir keine Ziele setzen – etwa, dass ich zu einem bestimmten Zeitpunkt wieder zur Arbeit gehen würde. Was den Schlaf anging, so würde ich mich nicht darum bemühen, aber ich würde mich auch nicht gegen ihn wehren.

Der Taxifahrer, mit dem ich mich unterwegs ein bisschen unterhalten hatte, war ganz meiner Meinung gewesen.

»Ich hatte mal einen Unfall«, erklärte er. »Die Leute sagen, nach ’nem Autounfall muss man gleich wieder fahren, oder man traut sich nie wieder. Auch, wenn man vom Pferd fällt. Oder vom Fahrrad. Oder von ’ner Leiter.«

Ich nickte seinen Augen im Rückspiegel zu.

»Aber ich bin’s anders angegangen«, fuhr er fort. »Als ich nach dem Unfall zum ersten Mal wieder in meinem Taxi saß, hab ich den Motor gar nicht angelassen.«

Wir hatten gerade vor einer Ampel angehalten, und er drehte sich auf seinem Sitz nach hinten, um seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

»Ich habe nicht mal das Lenkrad angerührt!« Er schüttelte den Kopf, als die Ampel auf Grün sprang und wir weiterfuhren. »Meine Frau dachte, ich sei verrückt geworden. Sie sah vom Gehweg aus zu. Aber ich war nicht verrückt.« Wieder schüttelte er den Kopf. »Und beim zweiten Mal hab ich den Motor auch nicht gestartet, aber dafür die Handbremse gelöst. Unsere Straße ist leicht abschüssig, und der Wagen rollte einen knappen Meter weit. Nicht mehr, denn davor parkte ein anderes Auto. ›Du bist verrückt geworden!‹, sagte meine Frau. Aber jetzt sehen Sie mich an. Ich fahre wieder.«

Er schwieg einen Augenblick und fügte dann hinzu: »Es ist okay, wenn man’s langsam angehen lässt.«